

Gundula Schulze: Fotografien

Gundula Schulzes starke und eindringliche Bilder sind das Resultat einer Haltung, die klären will, offenlegen, das Leben zeigen, wie es ist, und nicht, wie es erscheint, oder wie es sein könnte, oder wie wir es haben möchten. Man mag das Realismus nennen, und ich könnte mir, müsste ich jemandem erklären, was mit 'Realismus' gemeint ist, kein besseres Bild dafür vorstellen als jenes, das die Fotografin im Gebärsaal aufgenommen hat. Aber diese Begriffe haben, denke ich, als eindeutige Werte ausgedient. Vielleicht bedeutsamer ist es, dass die Präsenz von Bildern, wie sie Gundula Schulze realisiert, in einer Direktheit gründet, einer Unmittelbarkeit, die das Denken unvermittelt, fast schockartig hochreizt, zugleich aber wesentlich mit physischen Erfahrungen zu tun hat. Dass diese Fotografien gleichsam im Leben stehen, sieht man nicht nur – man spürt es. Wir fühlen uns vor ihnen ausgesetzt, und es mag durchaus unangenehm berühren, dass uns da, wie der Kunstwissenschaftler Christoph Tannert geschrieben hat, "jemand den Rückzug verbaut und uns von unseren Schneckenhäusern isoliert". Schliesslich sind wir uns von Bildern anderes gewohnt – Behagliches, Bekömmliches, Gängigeres.

Momente der Provokation also, und auf verschiedenen Ebenen. Gundula Schulze kennt den Vorwurf des Voyeurismus. Aber: Er trifft sie nicht. Die Auseinandersetzung mit jenen Menschen, die ihr zu Partnern im und für das Bild werden, verlangt beiden Seiten gleich viel ab. Sei es die Tamerlan, die an Krankheit und Einsamkeit nicht weniger als am Gleichzwang des Altersheims leidende Greisin, seien es Arbeiterinnen oder Arbeiter in ihrem Reich voll Russ, Fischgestank oder unsichtbarer Strahlen, seien es die Akte, die in aufgebrochener Intimität vertrauter scheinen als im Schutz ihrer Kleidung: sie alle strahlen eine Autonomie aus, die nichts beschönigt, und gerade deswegen überzeugt.

Diese Fotografien geben zu reden – unabhängig vom jeweiligen Ort ihres Auftritts. Das ist selten geworden; mehr und mehr nehmen wir Bilder schweigend hin, indifferent, in resigniertem Bedauern über die Stumpfheit allenthalben. Umso bewegender die Erfahrung, wenn Bildmomente nachwirken: in jenes Leben, dem sie sich verdanken.

Zürich, Januar 1988

Martin Heller  
Konservator Museum für Gestaltung Zürich

Diese Fotografien geben zu reden – unabhängig vom jeweiligen Ort ihres Auftritts. Das ist selten geworden; mehr und mehr nehmen wir Bilder schweigend hin, indifferent, in resigniertem Bedauern über die Stumpfheit allenthalben. Umso bewegender die Erfahrung, wenn Bildmomente nachwirken: in jenes Leben, dem sie sich verdanken.

Zürich, Januar 1988

Martin Heller  
Konservator Museum für Gestaltung Zürich

Gundula Schulze: Fotografien

Gundula Schulzes starke und eindringliche Bilder sind das Resultat einer Haltung, die klären will, offenlegen, das Leben zeigen, wie es ist, und nicht, wie es erscheint, oder wie es sein könnte, oder wie wir es haben möchten. Man mag das Realismus nennen, und ich könnte mir, müsste ich jemandem erklären, was mit 'Realismus' gemeint ist, kein besseres Bild dafür vorstellen als jenes, das die Fotografin im Gebärsaal aufgenommen hat. Aber diese Begriffe haben, denke ich, als eindeutige Werte ausgedient. Vielleicht bedeutsamer ist es, dass die Präsenz von Bildern, wie sie Gundula Schulze realisiert, in einer Direktheit gründet, einer Unmittelbarkeit, die das Denken unvermittelt, fast schockartig hochreizt, zugleich aber wesentlich mit physischen Erfahrungen zu tun hat. Dass diese Fotografien gleichsam im Leben stehen, sieht man nicht nur – man spürt es. Wir fühlen uns vor ihnen ausgesetzt, und es mag durchaus unangenehm berühren, dass uns da, wie der Kunsthistoriker Christoph Tannert geschrieben hat, "jemand den Rückzug verbaut und uns von unseren Schneckenhäusern isoliert". Schliesslich sind wir uns von Bildern anderes gewohnt – Behagliches, Bekömmliches, Gängigeres.

Momente der Provokation also, und auf verschiedenen Ebenen.

Gundula Schulze kennt den Vorwurf des Voyeurismus. Aber: Er trifft sie nicht. Die Auseinandersetzung mit jenen Menschen, die ihr zu Partnern im und für das Bild werden, verlangt beiden Seiten gleich viel ab. Sei es die Tamerlan, die an Krankheit und Einsamkeit nicht weniger als am Gleichzwang des Altersheims leidende Greisin, seien es Arbeiterinnen oder Arbeiter in ihrem Reich voll Russ, Fischgestank oder unsichtbarer Strahlen, seien es die Akte, die in aufgebrochener Intimität vertrauter scheinen als im Schutz ihrer Kleidung: sie alle strahlen eine Autonomie aus, die nichts beschönigt, und gerade deswegen überzeugt.